

## Zeitgenössische Kunst

# Auferstanden aus Ruinen

Martin Theobald

Absperband ist eines jener sperrigen Wörter der deutschen Sprache, die nur schwer über die Lippen gehen. Plastik, Rot und Weiß, quergestreift, belanglos, ausgrenzend, ausschließend, Neugierde wecken, abschreckend, Voyeurismus fördernd, Achtung und Gefahr, Baustelle mit Konstruktion und Dekonstruktion – dies sind einige Assoziationen, die sich mit der Endlosfolie verbinden lassen. Kaum einer verbindet aber Kunst mit dem lapidaren Barrierestreifen. Luc

Wolff tut es. Damit dies gelingt, hat er in einer alten Klosterkirche inmitten der deutschen Hauptstadt ein Gerüst aufgebaut, oder vielmehr aufgetürmt. Elf Meter hoch, sieben Meter im Durchmesser, „dekagonal“, wie es eine Berliner Kommunalpolitikerin beschreibt, meint: zehneckig. Jedenfalls himmelstrebend, aufwärtsweisend. Diese Gerüststruktur hat Wolff mit eben jenem einfachen, unbedeutenden, nichtssagenden Absperband umwickelt. In unzähligen Bahnen. Bis fast ganz nach oben. Mal enger, mal weiter. Blickdicht, dann Lücken lassend.

Mit dem Zehneck greift Wolffs Arbeit die Apsis der Klosterkirche formal auf und spiegelt diese räumlich wider. Mit seiner Installation bezieht sich Wolff sowohl auf die baulichen Besonderheiten des Raumes als auch auf dessen historische Funktion als Gotteshaus. Beim ersten Anblick wirkt das Kunstwerk derart unglaublich banal, dass es den Betrachter aggressiv machen kann. Den flüchtigen Betrachter. Denn Wolffs Werk verlangt Zeit und Aufmerksamkeit, ein Verweilen in der Hektik der Großstadt und dass der Betrachter in eine Art inneren Dialog mit dem Werk tritt. Ein Innehalten. Dann offenbart sich die Eleganz der Arbeit, wenn der Wind sachte durch die Absperbandbahnen weht und das Kunstwerk zum Klingen und Schwingen bringt, wenn es flattert und vibriert. Dann spricht das Objekt in einer Polyphonie der Plastikbahnen, die je nach Windstärke sich ändert und wie Espenlaub klingt, wenn sich die Struktur der Installation bewegt und seine ganze Fragilität offenbart. Einen weiteren beinahe magischen Moment offenbart die Skulptur in der sogenannten blauen Stunde, wenn sich die Dämmerung senkt und die Bänder glänzen und glimmen sowohl in der Abendsonne als



Wolffs Arbeit greift die Apsis der Klosterkirche auf

## Luc Wolffs Werk in Berlin verlangt Zeit und Aufmerksamkeit, ein Verweilen in der Hektik der Großstadt und dass der Betrachter in eine Art inneren Dialog mit dem Werk tritt

auch in der eigenen Beleuchtung. Luc Wolffs Werk ist keine Kunst auf den ersten, flüchtigen Blick, nichts für Eilige, nichts für vorbeischauende, vorbei schauende Passanten. Es ist ein Werk der Kontemplation und der Ankündigung.

„Die Ästhetik einer realen Baustelle an diesem abgeordneten Ort verweist zudem auf die bevorstehenden Umbauprozesse in dem umliegenden Areal des Molkenmarktes und dem Nikolaiviertel.“ Die Baustelleninstallation gilt dem Berliner Bezirk Mitte als künstlerischer Auftakt des Stadtausbau. Eine weitere Wunde, die die Teilung der Stadt beibrachte, soll geheilt werden. Das Areal hinter dem Roten Rathaus, dem Sitz des Regierenden Bürgermeisters, soll neugestaltet werden – und das grundlegend. Straßen werden sich künftig wieder am historischen Verlauf orientieren, Blockbebauung mit Wohnungen, Geschäften und Gewerbe dem Viertel wieder urbane Qualität geben. Aber es geht auch um die Suche nach der historischen Identität, nach Wurzeln und Herkunft der Stadt, vor allem aber nach der mittelalterlichen Historie, nach dem geschichtlichen Mittelpunkt der Stadt. Direkt nebenan liegt das Nikolaiviertel, das Ende der Achtzigerjahre im



Diese Gerüststruktur hat Wolff mit einfachem, nichtssagendem Absperband umwickelt

Auftrag der damaligen DDR-Regierung zum Stadtjubiläum Berlins in Plattenbauweise rekonstruiert wurde und eigentlich nur Fassade ist.

Die Klosterkirche im ehemaligen Ostteil der Stadt gehört als eines der letzten erhaltenen Zeugnisse der Gründungsgeschichte Berlins zu den wichtigsten Baudenkmalern der Stadt. Seit dem Kriegsende lag die um 1250 erbaute Klosterkirche abwechselnd im Dornröschenschlaf, abseits aller Wege oder stand im Weg – etwa als die Machthaber im Osten die Hauptstadt der DDR nach sozialistischen Anforderungen für Militärparaden und Städtebau umgestalteten. Etwa 200 Besucher hatte die in den letzten Kriegstagen zerbombte Kirche. An einem Tag. Im Durchschnit. Jetzt soll das Gemäuer ein Highlight für jeden Touristenausflug werden. Noch ein Höhepunkt.

Der Himmel ist das verbindende Element zum zweiten Werk in der Klosterkirche. Die Videoinstallation *Antipod* der thüringischen Künstlerin Patricia Detmering zeigt eine Projektion des Firmaments, das sich von Berlin aus betrachtet auf

der gegenüberliegenden Seite der Erde befindet. Im Gemäuer der Ruine simuliert Detmering hierfür ein virtuelles Loch im Boden, mit dem Effekt, man würde einmal durch den kompletten Erdkern hindurch blicken. Ein Durchstoß durch die Erde als Anstoß des Universums. Ein Bildnis des Himmels als Sehnsuchtsort mit direkter Referenz zu Kirche und Kloster als Verortung des Glaubens. Der Zuschauer glaubt, dass der Himmel auf der anderen Seite der Welt in diesem Moment so und exakt so aussieht. Er weiß es nicht, aber er möchte an einen zartblauen Horizont mit weißen Wolken glauben.

Die Berliner wissen es nicht, aber sie möchten an ihre historischen Wurzeln, an einen gelungeneren Stadtausbau, an das Abheilen der Wunden von Krieg und Teilung glauben.

*Die Ruine der Klosterkirche: Statement & Dialogue.* Noch bis 30. Oktober 2016. Klosterstraße 73a, Berlin-Mitte. U-Bahn-Linie 2: Klosterstraße. Eintritt frei. [www.klosterkirche-berlin.de](http://www.klosterkirche-berlin.de). Bis zum 25. September werden samstags um 11 Uhr und sonntags um 15 Uhr kostenfreie Führungen angeboten.

## Cinéma

## Des mensonges, des tas

Dans une voiture qui file sur les boulevards de Montréal, deux hommes qui laissent passer le silence. Il y a quelques jours, ils ne se connaissaient pas. C'est Pierre (Gabriel Arcand), la soixantaine, qui a appelé Mathieu (Pierre Deladonchamps), placide gaillard de 35 ans, pour le prévenir de la mort de son père, dont il ne connaissait même pas le nom. Le jeune homme, intrigué par l'annonce d'une fratrie et d'un mystérieux héritage, met sa vie de jeune cadre presque divorcé entre parenthèses pour se rendre sur place, dans une ville où personne ne sait qui il est : *Le fils de Jean*.

Le titre du film, tout comme l'affiche qui donne uniquement à voir le visage de Mathieu, indique donc immédiatement le point de vue adopté : ces quelques heures, ces quelques jours, seront de ceux qui changent un personnage. Le jeune homme a des attentes, mais il ne sait pas lesquelles : c'est ce que Philippe Lioret va décortiquer, délicatement, toujours au plus près de ce fils qui part faire le deuil d'un père inconnu, de ces hommes et ces femmes qui vont faire le quotidien de Mathieu au Canada. Habitué des drames intimes, des bousclements du cœur, le cinéaste français (*Je vais bien ne t'en fais pas, Welcome...*) trace un fil rouge où les racines familiales sont en suspens. L'écriture de Lioret, qu'on sait sensible, sert ici un scénario linéaire mais jamais relâché, bien qu'un peu prévisible. Pierre fait de la rétention d'information, décide de ce que Mathieu doit savoir, ce qu'il faut encore lui cacher. Il fait vaciller les espérances du jeune Français, et tout en le plaçant au centre de sa famille, reste mutique. Lioret n'utilise pas les personnages féminins pour apporter la douceur : la femme (Marie-Thérèse Fortin) et la fille (Catherine de Léan) seront les vecteurs de la révélation, puisque Pierre et Mathieu jouent au chat et à la souris. Taiseux et rusé, Pierre, l'ami du défunt, semble vouloir décider des émotions de Mathieu et prend la place du spectateur quand il s'agit d'observer ses déceptions et ses espoirs.

Car surtout, le réalisateur utilise son arme de prédilection : les comédiens. Directeur d'acteurs dont la réputation n'est plus à faire, Lioret arrive également à réunir à chaque fois un casting hétéroclite, cohérent et dans l'air du temps. Si le casting canadien est irréprochable, c'est bien la présence de Pierre Deladonchamps qui donne toute sa sensibilité à l'ensemble et à la mise en scène en particulier. Révélé par *l'inconnu du lac* (Alain Guiraudie, 2013), il n'est pas sans rappeler un Guillaume Canet à ses débuts : même parcours (le cours Florent), même genre de rôle, ils font partie de ces acteurs au physique ordinaire, taillés pour les films dits « réalistes » et que le grand public finit par découvrir dans des blockbusters. Le personnage de Mathieu, qui enchaîne les émotions contradictoires, est probablement un très bon rite de passage avant de retrouver l'acteur chez André Téchiné l'an prochain.

Librement adapté du roman de Jean-Paul Dubois, *Si ce livre pouvait me rapprocher de toi*, le long-métrage est aussi l'occasion pour Philippe Lioret de sortir des campagnes et des villes françaises qu'il filmait jusque-là. Malgré une caméra un peu paresseuse cette fois, on retrouve ici encore son goût pour la lumière et les grands espaces censés représenter les personnages absents. Équilibré quoique calibré, le langage cinématographique du cinéaste ne permet pas de transcender l'histoire et ne prend pas de risque, mais *Le fils de Jean* reste un émouvant divertissement. Marylène Andrin-Grotz

## Dans *Le fils de Jean*, l'écriture de Philippe Lioret sert un scénario linéaire mais jamais relâché, bien qu'un peu prévisible

## Luxemburgensia

## Witz, Ironie und eine Prise Sarkasmus

Charlotte Wirth

Das Wort „menschlich“ trifft wohl am besten den Kern von Maryse Kriers *Allen Ernstes*. Es ist bereits das dritte Werk der Kremart-Serie *Kanephora*. Nachdem bereits der erste Band der Serie, drei Monologe von Jean Back, überzeugen konnte, steht Maryse Kriers Sammlung an Kurzgeschichten dem in nichts nach.

Menschlich sind sie, diese überspitzt ironischen Anekdoten, die so oder so ähnlich wohl jedem passieren könnten. Die Protagonisten der Kurzgeschichten könnten die eigenen Freunde, Nachbarn, Bekannten, ja sogar man selbst sein. Wer hat ihn nicht schon geführt, den inneren Monolog, um sich zum Sport zu überreden? Sich von einem jungen Bengel veräppeln lassen? Einen absurden Streit mit seinem Partner geführt? Oder sich mit den Neurosen von Bekannten herumgeschlagen?

Mit viel Witz, Ironie und einer Prise Sarkasmus beschreibt Maryse Krier diese altbekannten Alltagsmomente. Sei es die Joggerin, die sich wundert, wieso die Zeit nicht voranschreitet: „Ein Blick auf die Uhr: erst drei Minuten unterwegs, das kann doch nicht wahr sein. Mit der Uhr stimmt was nicht, muss mir eine neue kaufen.“ Das Paar, das dem Kellner dankt, obwohl es nichts gegessen hat, da dieser es an der Nase herumgeführt hat, „und so bestellten sie bloß die Rechnung, die der Kellner ihnen beflissen brachte, und sie wunderten sich ein bisschen, wieso

## Mit viel Witz, Ironie und einer Prise Sarkasmus beschreibt Maryse Krier in *Allen Ernstes* altbekannte Alltagsmomente

sie zwei Vorspeisen und keinen Hauptgang gegessen hätten, [...] vergaßen nicht, die Bemühungen des Kellners mit einem angemessenen Trinkgeld zu würdigen“, und verließen das Lokal, „in dem sie so fürstlich gespeist hatten“. Die Haushälterin, die das Haus eines Paares nach und nach übernimmt; ein Paar, das an Naivität kaum noch zu übertreffen ist und diese „Übernahme“ nicht einmal bemerkt: „Abends aßen sie nun meist im Restaurant. Anna hatte sich darüber beschwert, nach einem langen Arbeitstag noch kochen zu müssen. Sie war zwar an den meisten Tagen der Woche weg, [...] aber sie konnten verstehen, dass man Abends keine Lust hatte zu kochen.“ Oder noch die Lehrerin, die ihre Klasse nicht im Griff hat: „Salvenartiges Gelächter und Helga Sands verzweifelte ‚Ruhe!‘ und ‚Sofort alle still!‘ geht im allgemeinen Lärm unter.“

Maryse Kriers Anekdoten lesen sich mit einem Schmunzeln und sind leicht zu verdauen. Sie sind universell, zugleich fehlt es das eine oder andere Mal aber an Tiefe und sie sind auch schnell wieder vergessen, beschäftigen den Leser demnach nicht über die Lesezeit hinaus. Dadurch ist *Allen Ernstes* aber auch nach einem langen Tag noch eine willkommene Ablenkung oder eignet sich als angenehme Urlaubslektüre.

Ein paar der Anekdoten stimmen den Leser aber doch etwas nachdenklicher, wengleich sie nicht sehr zahlreich sind. Insbesondere denke ich dabei an die Kurzgeschichte „Die Autowaschstraße“, die bereits 1993 erschienen ist. Sie beschreibt einen Rentner, dessen Alltag bis ins letzte Detail geplant ist, in dessen Leben es keine Fragen, keine Eventualitäten gibt, sondern nur eine fast zwanghafte Routine. Diese wird jedoch abgelöst von einer Episode, in der der Rentner mit seinem Plan in Verzug gerät und sein Auto statt mit der Hand, in einer Waschstraße wäscht. Eine Unterbrechung der rigiden und neurotischen Routine, die den Rentner derart aus dem Konzept bringt, dass er langsam den Verstand verliert, sein Alltag aus dem Fugen gerät und sein Leben sich nur noch um die täglichen Fahrten

durch die Waschstraße dreht. Eine Geschichte, die den Leser schmunzeln lässt, gleichzeitig aber auf die Ängste und Gefühle von älteren, oft aus der Gesellschaft ausgegrenzten Personen aufmerksam macht. „Die Autowaschstraße“ macht die Angst vor dem Altern, dem Kontrollverlust und dem physischen und psychischen Verfall deutlich und zeigt wie wichtig es ist, dass es zu jeder Zeit im Leben „erste Male“ geben sollte.

Eine weitere, sehr aktuelle Erzählung, die es hervorzuheben gilt, ist „Die Qual der Wahl“, die auf sehr überspitzte Weise ein falsches Politikverständnis und eine damit einhergehende populistische und zutiefst egoistische Denkweise entlarvt. Es ist eine Geschichte, die trotz der sarkastischen und übertriebenen Erzählweise ein Phänomen der derzeitigen politischen Entwicklungen in Frage stellt, nämlich wieso populistische Parteien immer mehr Wähler für sich gewinnen. „Die Qual der Wahl“ zeigt, inwiefern deren Argumente und Wahl-Plattitüden Anklang finden, wenn man sie nicht zu sehr in Frage stellt und kritisches Denken ein Fremdwort ist.

Maryse Krier beherrscht ihr Handwerk; das verdeutlichen die vielen Wortschere, die Stilwechsel und ihre Erzählweise. So spiegelt sich der Inhalt der Anekdoten zum Beispiel im Erzählstil wider: Der scheinbar endlose Monolog des Kellners zieht sich als ein einziger Satz über mehrere Seiten, ebenso die wahnwitzige Tirade eines Hypochonders.

*Allen Ernstes* ist ein gelungenes, unterhaltsames und universelles Werk, das durch seine Authentizität überzeugt. Ein lesenswertes Buch, das im Urlaub nicht fehlen sollte und der Luxemburger Gesellschaft auf den Zahn fühlt, sie auf die Schippe nimmt, ihr den Spiegel vorhält und insbesondere Ignoranz und Engstirnigkeit verhöhnt.

Maryse Krier (Text), Tanja Trienekens (Zeichnungen): *Allen Ernstes*; Kremart Kanephora #3; 208 Seiten, 19,95 Euro; ISBN 978-99959-39-43-4.